

Norbert Frei

Tagpfauenauge in W 6



Geboren 1955 in Frankfurt am Main. Besuch der Deutschen Journalistenschule, daneben Studium der Neueren Geschichte, Politischen Wissenschaft und Kommunikationswissenschaft in München; 1979 Promotion, seitdem wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Zeitgeschichte in München; Redaktionsmitglied der *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*. 1985/86 John F. Kennedy-Fellow am Center for European Studies der Harvard University, Cambridge/Mass.; 1995 Habilitation an der Universität Bielefeld. Veröffentlichungen zur deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert, u.a. *Der Führerstaat. Nationalsozialistische Herrschaft 1933 bis 1945*, München 1987, ⁴1996; *Das Dritte Reich im Überblick. Chronik, Ereignisse, Zusammenhänge*. München 1989, ⁵1996 (Hrsg. zusammen mit Martin Broszat); *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*. München 1996. — Adresse: Institut für Zeitgeschichte, Leonrodstraße 46 b, D-80636 München.

Ist es der schmetterlingslose Un-Sommer des zu Ende gehenden Akademischen Jahres, der mir die Episode ins Gedächtnis zurückeruft? Eher wohl ist es ihre — ich gebe zu: irritierend naheliegende — Symbolik, die freilich den Einstieg erleichtert in einen Arbeitsbericht, der ohne ein bißchen Schwermut leider nicht auskommt. Andererseits: Allzuoft im Leben öffnet man keine Schreibtischschublade, der prompt ein prächtiges Tagpfauenauge entsteigt. So geschehen, an einem sonnig-warmen Oktobernachmittag, bei meiner Ankunft in W 6, meinem ersten Domizil im Hauptgebäude des Kollegs!

Beschwingt, wie das Omen es verlangte, aber auch ein wenig flattrig in meiner Neugierde auf das Ganz Andere, das hier beginnen sollte, schob ich erst einmal beiseite, was vorher noch zu tun war — und genoß: den milden Herbst bei Fahrradtouren durch den Grunewald, die freundlichen, wenngleich noch vorsichtigen Gespräche im Kolleg, dessen guten Wein und die Annehmlichkeiten eines Lebens als Fellow. Wie richtig ich daran getan hatte, wurde drei Wochen später klar, Anfang November, als ein fünf (!) Monate langer Winter Einzug hielt, der

zuletzt auch die Nervenstärksten unter uns Neu-Berlinern, pardon, nicht mehr kalt ließ. Mir jedoch wurde jetzt erst einmal heiß, denn vor dem Ganz Anderen stand die Endredaktion meiner Habilitationsschrift im Kalender und für den Nikolaustag meine Antrittsvorlesung in Bielefeld, die nach den dortigen Regeln den Abschluß des Habilitationsverfahrens bildet.

Was ich damals noch nicht ahnte: Das Thema meines Bielefelder Vortrags (*Abschied von der Zeitgenossenschaft. Der Nationalsozialismus und seine Erforschung auf dem Weg in die Geschichte*) sollte mich über die gesamte Zeit am Wissenschaftskolleg hinweg begleiten, und zwar keineswegs nur deshalb, weil alte und neugewonnene Freunde sich dafür interessierten oder weil ich den Text im Frühjahr 1996 mit den Mitarbeitern und Gästen des Potsdamer Zentrums für Zeithistorische Forschung diskutieren konnte; hinzu kam die Debatte um Daniel Goldhagens Buch über *Hitler's Willing Executioners*, an der ich mich (mit einem Artikel in der *Süddeutschen Zeitung* Mitte April) beteiligte und die meine Überlegungen in gewisser Weise auf die Probe stellte: Hatte sich, was mir als keine ganz schlecht begründete Diagnose erschienen war, als voreilige Prognose erwiesen? Ist die Bedeutung der traumatischen Erinnerung doch auch im fachwissenschaftlichen Diskurs über die NS-Zeit sehr viel weniger, als ich vermutet hatte, an die Unmittelbarkeit ihrer Erfahrung gebunden?

Nicht nur in diesem Punkt waren die zehn Monate am Kolleg ein Jahr der produktiven Verunsicherung. Dazu trug gewiß noch bei, daß ich den so unverhofft erreichten Ort meiner wissenschaftlichen Träume, der unversehens auch ihr Hort wurde, zweimal zwecks „Vorsingen“ verlassen mußte — und daß ich jedesmal einen tiefen Atemzug nahm (die Berliner Luft!), als mich der ICE aus Westdeutschland am Bahnhof Wannsee wieder entließ. Das Ganz Andere allerdings sah sich dadurch immer weiter vertagt, und vor dem *ad calendas graecas* bewahrte es zuletzt nur mein Dienstags-Kolloquium.

Aber war nicht auch ständig schrecklich viel zu tun, zu lesen, anzuschauen? Waren nicht fortwährend Vorträge anzuhören, Kopien auszutauschen und die Texte anschließend zu erörtern? Immerhin setzten wir oft schon beim gemeinsamen Frühstück intellektuell Segel, wenn gleich Bob Harms' Sklavenschiff erst im Spätwinter seinen südfranzösischen Hafen verließ. Von der bald vertrauten morgendlichen Runde im Hauptgebäude — für gewöhnlich dabei, in der Reihenfolge ihres Erscheinens: Eva Lgtowska, Tom Sieverts, Klaus Günther, manchmal Gian Enrico Rusconi, Joan Richards und fast immer Hendrik Birus als Flaneur de Café — mochte ich mich auch nach dem Umzug in die frisch und stilvoll renovierte Villa Jaffé Ende Januar nicht trennen.

Eine Weile lebte ich dann in der komischen Vorstellung, der Wechsel des Apartments werde auch den Wechsel vom Nachzuarbeitenden zum Ganz Anderen bewirken. Natürlich konnte davon keine Rede sein, kamen im Gegenteil zu den unerledigten alten Verpflichtungen neue freundliche Einladungen und Aufforderungen zu Vorträgen („Jetzt, wo Sie schon einmal hier sind...“) hinzu, von denen ich nicht alle ablehnen konnte und wollte. Keine Lösung des Problems, wohl aber ein Trost war, daß es den meisten Mitfellows nicht anders erging.

Eine Zeitlang dachte ich, daß in diesem Zusammenhang eine zu Beginn des Jahres angebotene Lern- und Therapiegruppe hätte hilfreich sein können. Inzwischen aber begreife ich: Die raffinierte Strategie der vom grassierenden Kostensenkungs-Bazillus längst ebenfalls angesteckten ‚Wikommandatur‘ besteht darin, daß unter den vorzüglichen Angeboten des Hauses ein solches gerade *nicht* zu finden ist — ganz gemäß der zur gesellschaftlichen Wunderdroge erklärten Maxime, wonach Selbstbeteiligung und Selbstbehandlung die wenn nicht schönsten, so doch billigsten Heilerfolge bewirkt.

Mit dieser Erkenntnis im Abreisegepäck reihe ich mich also ein in die, darf man den Jahrbüchern Glauben schenken, Bekenntnisfront einer mehr als ehrenwerten Gesellschaft: Das geplante 68er-Buch wurde nicht geschrieben, und gerade deshalb hat es sehr profitiert von den Gesprächen mit der, grosso modo, Hälfte des Fellowjahrgangs, der die Jahre kennt. Und es soll ja noch geschrieben werden, irgendwann und irgendwie und irgendwo.

P.S.: Die Tagpfauenaugengeschichte hatte natürlich ein Nachspiel. Als ich mein Glück zu teilen suchte und einer Mitarbeiterin des Kollegs strahlend davon erzählte, strahlte diese kurz zurück, um dann mit dem hiesigen Sinn für Poesie zu bemerken: „Ja, wir hatten diesen Sommer eine Schmetterlingsplage!“ Da war mir für einen Moment, als bleibe Berlin vielleicht doch Berlin.